



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Corbach, Otto: Die Zukunft des britischen Weltreiches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Zukunft des britischen Weltreiches

Von Otto Corbach



ie Art und Weise, wie jetzt Vertreter der britischen Dominions dem Mutterlande gegenüber auftreten, verrät, wie sehr das Selbstbewußtsein der Bevölkerung der überseeischen Teile des britischen Weltreiches während des Krieges überall gestiegen ist. „Der Australier, der Kanadier, der Neuseeländer, wie ich ihn kenne,“ erklärte der Oberkommissar für den australischen Staatenbund, Andrew Fisher, am 13. Februar 1917 in einer im Royal Colonial Institute in London gehaltenen Rede, nachdem er über den Namen dieser alten Einrichtung gespottet hatte, „macht keinen Anspruch darauf, ein Kolonialer genannt zu werden. Der Australier ist eifersüchtig stolz auf das herrliche Land, in dem er geboren wurde. Die Männer, die bei Anzac ruhen, starben mit dem Worte ‚Australien‘ auf den Lippen. Der Australier fordert soviel Anrecht auf den Union Jack, wie sein Bruder auf den britischen Inseln. Darum sollten wir uns die veraltete Idee der Kolonien aus dem Kopfe schlagen, wenn wir von den Völkern der überseeischen Gebiete reden, die sich in Wirklichkeit nicht abhängig fühlen, sondern von einem ebenso idealen Patriotismus und Unabhängigkeitsfönn beseelt sind, wie die Bürger dieses älteren Landes.“ Man brauchte solchen Stimmen nicht viel Beachtung zu schenken, wenn sie nur Ausbrüche eines überspannten Lokalpatriotismus wären; sie sind aber mehr, nämlich Anzeichen einer gründlichen Wandlung im wirtschaftlichen Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonien. Vor dem Kriege sorgte die Abhängigkeit der Kolonien vom Londoner Geldmarkte dafür, daß die Bäume der Selbstverwaltung in ihnen nicht in den Himmel wuchsen. Australien mit einer Bevölkerung von nur fünf Millionen war dem Mutterlande mit über 300 Millionen Mark jährlich tributpflichtig geworden. Die Beteiligung englischer Kapitalisten an den australischen Bergwerken brachte eine Belastung der Betriebe mit einem ungeheuer kostspieligen Stabe kaufmännischer und technischer Beamten mit sich, was australische Blätter immer wieder in Stoßseufzer über den „Fluch des ‚fremden‘ Kapitals“ ausbrechen ließ. Nicht minder bitter war die Klage über in Australien zusammengepäckte Reichtümer, die mit ihren Trägern fortgesetzt nach London abwanderten. Dort konnten die Penniker Heatons, Samuel Wilsons und Daniel Coopers Titel erwerben, ihre Söhne in der englischen Armee unterbringen und ihre Töchter in der englischen Aristokratie an den Mann bringen. Wenn aber

z. B. jährlich 30 000 Pfund Sterling australischer Rente nach England gingen, weil der Eigentümer des entsprechenden australischen Besitztums dorthin verzogen war, um einen Titel zu ergattern und ein Anhängsel der englischen Gesellschaft zu werden, so bedeutete das dasselbe, wie wenn Australien in England eine weitere Million Pfund Sterling zu 3 Prozent geborgt hätte — ohne den Vorteil zu haben, jene Summe auszugeben.

Die gewaltige Steigerung der Weltmarktpreise für Rohstoffe und Lebensmittel, die der Krieg bewirkte, hat es nun mit sich gebracht, daß die früher immer passive Handelsbilanz der Dominions in hohem Maße aktiv wurde und soviel Geld einströmte, daß sie sich aus Schuldner- in Gläubigerstaaten verwandelten. Als der Krieg begann, befand sich Kanada, wie die Londoner „Times“ schon 1916 berichteten, noch mitten in einer schweren Wirtschaftskrise. Überraschend schnell erholte es sich, um bald einen ungeahnten Aufschwung zu erleben. In dem am 30. Juni 1913 endenden Wirtschaftsjahr hatten die Einfuhrwerte die Ausfuhrwerte um 321 Millionen Dollars überschritten, im folgenden Jahr um 155 Millionen. In dem am 30. Juni 1915 abschließenden Wirtschaftsjahr war die Handelsbilanz Kanadas zum erstenmal aktiv geworden, und zwar um 21 Millionen Dollars, und die Londoner Regierung hatte schon für die kanadischen Kriegslieferungen Kredit in Anspruch nehmen müssen.

Nach dem Kriege könnte nun sehr wohl die Einwanderung nach den überseeischen Teilen des britischen Weltreiches gewaltig zunehmen und sie wieder zur Inanspruchnahme auswärtiger Geldmärkte zwingen. Dafür würde dann aber weniger London als New York in Betracht kommen, und dann müßte sich ein Vorgang mit beschleunigtem Tempo abwickeln, der schon vor dem Kriege weit gediehen war: die Amerikanisierung englischer Kolonien. Die „Welthungersnot“ in den ersten Jahren nach dem Kriege wird die Westprovinzen Kanadas Menschen und Kapital aus den Vereinigten Staaten gierig auffaugen lassen, während sich in Australien die unwälzende Wirkung, die der Seeweg durch den Panamakanal auf die Welthandelsverhältnisse ausüben wird, bald bemerkbar machen muß. Das Entscheidende für die politische Neuorientierung der Dominions aber ist, daß sie sich genötigt sehen werden, ihre Blicke nach Washington statt nach London zu richten, wenn sie sich von Japan bedrängt oder bedroht fühlen. Die Möglichkeit einer Annäherung an Deutschland hat sich England durch die Art, wie es diesen Krieg gegen uns führt, fürs erste verschert, ganz abgesehen davon, daß die herrschende Kaste in England gar nicht fähig ist, das überkommene Gefühl göttergleicher Erhabenheit zu überwinden und sich mit uns als Träger einer ihnen ebenbürtig gewordenen Weltmacht friedlich-schiedlich auseinanderzusetzen. Daraus darf man schließen, daß England nach dem Kriege ohne Rücksicht auf die Schutzbedürfnisse der Kolonien fast seine gesamten Seestreitkräfte weiter zu einer „Macht in der Nordsee“ mißbrauchen wird, weil, wie sich ein Japaner, der derselben Meinung war, verschmizt und ironisch ausdrückte, den „dam-

ned Germans“ doch nicht zu trauen wäre. Die Londoner Staatsmänner können dann aber nicht mehr wie vor dem Kriege die Furcht der Dominions vor Japan damit zu beschwichtigen suchen, daß sie geltend machen, Japan wäre nicht imstande, sich von England frei zu machen, auch wenn es wollte, da es vom Londoner Geldmarkt abhängig sei. Die gelbe Großmacht schuldet England so gut wie nichts mehr und es bedarf auch seiner politischen Dienste kaum noch. Dagegen mag sie auch nach dem Kriege aus Klugheit noch Wert darauf legen, mit der nordamerikanischen Union befreundet zu bleiben, um amerikanischen Kapital für eine wirtschaftliche Ausbeutung Chinas ausnützen zu können. Auf jeden Fall wird jedes von Washington aus in Tokio zugunsten der englischen Dominions eingelegte Wort dort viel mehr Gewicht haben, als alle Londoner Fürsprache. Sobald andererseits die Voraussetzungen für ein freundschaftliches Einvernehmen zwischen Jap und Yanktee aufhören, setzen sofort die Voraussetzungen für ein ausgesprochen feindseliges Verhältnis zwischen beiden Mächten ein, und dann haben die Dominions erst recht allen Grund, in Onkel Sam statt in John Bull ihren Schutzheiligen zu verehren.

Nun mag man wohl meinen, es habe für die Außenwelt nicht viel zu besagen, wenn sich der Schwerpunkt der angelsächsischen Kulturwelt von London nach Washington verschiebe; die Macht des britischen Weltreiches würde durch die Verschmelzung mit Amerika nur wachsen. Das trifft jedoch kaum zu. In einer Sammlung australischer Zeitungsausschnitte aus der Friedenszeit finde ich einen höchst interessanten Meinungsaustausch über den Gedanken einer „Föderation der englisch sprechenden Völker“. Da setzt ein Amerikaner, namens Jason, den Lesern des in Sidney erscheinenden „Bulletin“ auseinander, daß die Amerikaner nicht so leicht die Haltung Englands während des Sezessionskrieges vergessen würden. „Zu jener Zeit sprachen die ‚angesehenen‘ und ‚einflußreichen‘ Klassen in England offen ihre Sympathie für die ‚Rebellen‘ aus und setzten diese Sympathie in die Praxis um, wo sie es immer heimlich und ungefährdet tun konnten. Jedes Schlachtfeld, das die Truppen des Nordens behaupteten, jede südliche Festung, die sie einnahmen, legte stilles Zeugnis ab von dem Verrat Englands in erbeutetem Kriegsmaterial: Kanonen aus englischen Gießereien, Gewehre aus englischen Werkstätten, Schwerter und Bajonette, die den Stempel Sheffieldscher Fabrikanten trugen: alles strafte die von der englischen Regierung zum Ausdruck gebrachte Neutralität Lügen.“ Diese Erinnerungen werden noch durch weitere ergänzt; dann heißt es über die Zusammensetzung der Bevölkerung der Vereinigten Staaten: „Das Volk der Vereinigten Staaten hat längst aufgehört, englisch oder auch nur anglo-amerikanisch zu sein. Die ‚Aristokratie‘ von New York und Philadelphia ist holländischer Abstammung, diejenige New Orleans macht Anspruch auf französische Ahnen: 40 Prozent der Bevölkerung Chicagos ist deutsch oder deutschen Ursprungs, während die großen Staaten des Nordwestens — Wisconsin, Minnesota und Dakota — ihre rasche Entwicklung dem friedlichen Eindringen Tausender des

derben deutschen und skandinavischen Bauerntums verdanken . . ." Englisch oder eine Lesart des Englischen spreche das Volk der Vereinigten Staaten nur, weil es die Vorteile einer gemeinsamen Sprache für Geschäfts- und andere Zwecke würdige, und weil es bisher zu beschäftigt war, um irgendwelchen radikalen Wechsel in der Sprache in Betracht zu ziehen, die ihm von seinen kolonialen Tagen her überkommen ist. Schließlich fertigte jener auf Neuseeland lebende Amerikaner noch die schon damals aktuelle Behauptung ab, daß eine „Föderation der englisch sprechenden Völker“ der übrigen Welt den Frieden diktieren könnte! „Wo würde der Vorteil liegen? England wünscht keinen Frieden, es sei denn, es könnte die Bedingungen allein festsetzen, während die Vereinigten Staaten einen europäischen Krieg gewiß nicht als ein ungemischtes Übel betrachten würden. Aus einem solchen Kriege würden sich für dieses in allererster Linie große Aufträge auf alle Arten von Munition und Material und höhere Löhne für eine große Zahl amerikanischer Handarbeiter ergeben; während ein lange andauernder Kampf die Preise für Getreide und Fleisch erhöhen und dadurch amerikanischen Farmern und Schweinezüchtern Vorteile bringen würde. Soweit die Zwistigkeiten zwischen England und Europa in Betracht kommen, wird Onkel Sam nie etwas anderes sein als ein Zuschauer; ein interessierter Zuschauer, wie er offen zugibt, wenn daraus zufällig irgendwelcher Gewinn für ihn erwächst" Das ist eine amerikanische Stimme aus dem Jahre 1900. Warum sie hier so ausführlich wiedergegeben wurde? Weil aus ihr herauszuhören ist, wie planmäßig die englische Regierung die Geister im Mutterlande wie in den Kolonien schon damals auf die kommende Auseinandersetzung mit Deutschland vorbereiten, wie gekliffentlich sie die „Bettern an der anderen Seite des Atlantik“ umschmeicheln ließ, und weil ein Amerikaner damals unbefangen aussprechen konnte, was man in Amerika bei einem europäischen Kriege unter Neutralität versteht. Der Verlauf des gegenwärtigen Krieges hat dem Gewährsmann des australischen Blattes im allgemeinen recht gegeben: Onkel Sam hat sich ganz so verhalten, wie er es von ihm erwartete; nur ließ sich natürlich nicht voraussagen, daß die Sorge um die Sicherheit ausstehender Forderungen für Kriegslieferungen Onkel Sam schließlich doch noch in einen europäischen Krieg mit verwickeln könnte. Je mehr aber die Haltung der Vereinigten Staaten während des Krieges von geschäftlichen Interessen bestimmt war und ist, desto weniger braucht dies nach dem Kriege der Fall zu sein. Im übrigen wird die europäische Einwanderung, die schon vor dem Kriege vorwiegend anderer als angelsächsischer Herkunft war, nach Friedensschluß erst recht fortfahren, die Stellung des Angelsächsentums in der nordamerikanischen Union zu erschüttern, und schon bei den Friedensverhandlungen dürften in der Frage internationalen Wettbewerbs in englischen Kolonien Londoner und Washingtoner Meinungen hart aufeinanderstoßen.

Am Ende bedeutet der Krieg für England ein Hazardspiel, bei dem es sowohl seine Kolonien wie die Freundschaft der Vereinigten Staaten einsetzte:

gelang es, Deutschland zu „zerschmettern“, so durfte man hoffen, die Kolonien mehr als je an sich fesseln zu können, indem man ihnen wirksamen Schutz gegen jede Bedrohung durch Japan gewährte, und ebenso würde Englands Bewegungsfreiheit gegenüber Japan ein Unterpfand für eine dauerhafte englisch-amerikanische Freundschaft bedeuten. Da aus der „Zerschmetterung“ nichts werden kann und eine freundschaftliche Verständigung mit Deutschland weniger zu erwarten sein wird als vor dem Kriege, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Kräfte innerhalb des britischen Weltreiches und der ganzen angelsächsischen Kulturwelt nach dem Kriege stärker als je auseinanderstreben werden.

Es gab eine Zeit, wo in England schon die Auffassung allgemein verbreitet war, daß die Kolonien nach einem Worte Turgots Früchten gleichen, die, wenn sie reif sind, von selbst vom Baume fallen. „Wir werden ruiniert werden durch unsere Kolonien“, rief Cobden einmal aus, aber auch Disraeli fand im Jahre 1852 wenig Widerspruch, als er voraussagen zu können glaubte, daß die „abscheulichen Kolonien“ in wenigen Jahren alle unabhängig werden würden, worin er gar kein Unglück sah, weil er meinte, sie seien ein „Mühlstein an unserem Halse“. Sir George Cornwallis nannte die Kolonien „nutzlos und gefährlich“ um dieselbe Zeit, wo ein Komitee des Unterhauses die Aufgabe der westindischen Inseln verlangte. Lord Blatford, der in den Jahren 1859 bis 1871 Unterstaatssekretär für die Kolonien war, äußerte im Jahre 1855: „Ich habe immer geglaubt und dieser Glaube hat sich in mir so festgesetzt, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, jemand könne anderer Ansicht sein, — daß das Schicksal unserer Kolonien unabänderlich ist, und daß es deshalb die Aufgabe des Kolonialamts sein muß, die Beziehungen zu unseren Kolonien, solange sie dauern, für beide Teile so vorteilhaft wie möglich zu gestalten und unsere Trennung, wenn sie erfolgt, so freundschaftlich wie möglich.“ Es waren die in den folgenden Jahrzehnten vor sich gehenden gewaltigen Umwälzungen im Weltverkehr und in der Weltwirtschaft und Weltpolitik, vor allem der industrielle Aufschwung Deutschlands und der Vereinigten Staaten, was England seine überseeischen Besitzungen wieder ungemein schätzen lehrte und sein Bestreben wachrief, sie solange wie möglich festzuhalten. Schließlich aber konnte sich der politische Instinkt der führenden englischen Staatsmänner in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts doch noch als richtig erweisen. Spielte denn bei der von Chamberlain ins Leben gerufenen Tarifreformbewegung nicht auch die Furcht vor einer unaufhaltamen Lockerung der Bande zwischen Mutterland und Kolonien eine große Rolle? Es ist bezeichnend, daß sich in Indien während des Krieges aus schüchternen Anfängen eine selbständige, auch gegen die Unabhängigkeit vom Mutterlande gerichtete mächtige schutzöllnerische Bewegung entwickeln konnte. Am 24. März 1916 schrieb „Calcutta Englishmen“, eines der Organe dieser Bewegung: „Man soll (mit Schutzöllen) nicht warten, bis der Krieg zu Ende ist. Das mag noch lange dauern, aber wenn das

Ende da ist, ohne daß sich die Handelswelt Indiens einer klarumschriebenen Wirtschaftspolitik des Reiches gegenüberstellt, so mag sich die Regierung, wie immer, bereit finden, ihre Interessen preiszugeben oder zu übersehen und Bedingungen anzunehmen, die in höchstem Maße schädigend für den englisch-indischen Handel sein würden. Indien muß eine hervorragende Stelle in der kommenden wirtschaftlichen Organisation des Reiches erhalten. Es ist interessant und lehrreich, daß in diesem Punkte die englische und die indische Meinung in diesem Lande übereinstimmen . . ." Also auch in Indien konnte man, selbst bei den dort ansässigen Engländern, das Bestreben wahrnehmen, die Zeit der Schwäche des Mutterlandes auszunutzen, um von ihm Vorteile zu erlangen, die nach dem Kriege nicht gutwillig gegeben werden würden. Trotz aller Proteste Lancashires hat die Lloyd George'sche Regierung kürzlich dem Drängen der indischen Schutzöllner nachgegeben und die Einführung indischer Sonder-schutzölle schon während des Krieges gebilligt. Man kann sich nach solchen Zwischenfällen leicht vorstellen, wie starke Gegensätze sich ergeben mögen, wenn nach Friedensschluß zwischen Mutterland und Kolonien die Erörterungen über die Verteilung der Lasten, die aus dem Kriege entstehen, und über die neuen Rechte, die die Kolonien zum Ausgleich für die Übernahme solcher Lasten beanspruchen, beginnen werden. Trotz aller Zuversicht, die ausgesprochene Reichs-einheitschwärmer in englischen Zeitungen und Zeitschriften zur Schau tragen, dämmert doch in manchen Köpfen davon schon eine Ahnung auf. So mahnt Harold Spender in der „Contemporary Review“ zur Vorsicht bei dem Bestreben, die Kolonien zu den Lasten der Kriegführung mit heranzuziehen und erinnert dabei an die Vorgeschichte des Abfalls der Vereinigten Staaten Nord-amerikas: „Durch die Bereitwilligkeit der alten amerikanischen Kolonien, uns in unserem Kriege mit Frankreich wegen Kanadas zu helfen, verführt, gingen wir nach dem Kriege dazu über, ihre Kriegskontributionen in Kriegssteuern zu verwandeln; eine geringfügige Sache, wie es schien, und eine, die damals in England vollstümlich war. Aber die Folge war, daß die amerikanischen Kolonien die Vereinigten Staaten wurden.“ Mit einem wirklichen Zerfall des britischen Weltreiches mag es ja auch nach dem Kriege noch gute Weile haben, aber alle zuverlässigen Anzeichen sprechen dafür, daß die Gegensätze zwischen Mutterland und Kolonien sich nur immer weiter verschärfen, die Bande, durch die sie zusammenhängen, immer mehr lockern werden.

